Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 219. Bromberg, den 12. Dezember 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

(26. Fortsetzung.)

„Ja, Lotte! Die Hochzeit! Ich kann dir nicht sagen, wie froh es mich macht, daß ich diese Hochzeit noch miterleben darf! Nun ist mir das Sterben ja so viel leichter, da ich weiß, daß ich das für dich, für euch alle erreicht habe!"

Ein Hustenanfall erschütterte ihre eingefallene Brust, daß der schwere, gewaltsame Schlag des müden Herzens auf Sekunden ganz aussetzte.

Besorgt trat Lotte näher zum Bett.

„Du sollst dich doch nicht so aufregen, Mutter!"

Mit einem stillen Lächeln bewegte die Kranke die Hand.

„Ich rege mich ja nicht auf, Kind! Ich bin ja nur so glücklich, daß ich euch nun ruhigen Herzens verlassen kann! Nicht wahr, Lotte, du versprichst es mir, daß du Paul und Käthe nicht vergessen wirst, wenn ich einmal nicht mehr bin!"

„Ja, Mutter, ich verspreche es dir!"

Mit einer liebkosenden Bewegung streichelte die Kranke Lottes Hand; ihre Augen leuchteten zärtlich.

„Ich danke dir, mein liebes Kind! Du hast solch eine junge, starke Hand, der ich alles anvertrauen kann!"

Sie sagte es leise, wie im Traum; bis ihre Stimme flüsternd erstarb; dann sank sie wieder schlaff und schwer in die Kissen zurück.

Lotte wandte sich und ging zur Türe.

Die kurzen Minuten des Zusammenseins mit der Mutter hatten ihr mit vernichtender Deutlichkeit gezeigt, wie sie in allen Beziehungen durch tausend Fesseln gehemmt war.

„Ich kann es dir nicht sagen, wie froh es mich macht, daß ich diese Hochzeit noch miterleben darf!"

Ein jedes der vertrauenden Worte der Mutter brannte auf einmal wie mit glühenden Lettern in ihrer Seele.

Sie konnte ja gar nicht wieder zurück, sie mußte ja weiter, in Kummer und Schande hinein, wenn sie nicht eine unabsehbare Katastrophe heraufbeschwören und die zarte Flamme dieses Lebens jäh ersticken wollte.

Und plötzlich schien es ihr, als ob aus allen Ecken und Schrankwinkeln schadenfrohe, raunende Stimmen gegen sie angingen, daß sie in bebender Angst aus dem Dunkel des Korridors in ihr stilles Mädchenstübchen floh.

„Was sollte nur werden, was sollte nur werden?"

Sie hatte sich auf einem Hocker an ihrer Chaiselongue niedergelassen und fuhr mit einer automatisch glättenden Bewegung immer wieder über die schweren weißen Seidenmassen ihres Brautkleides; am Morgen war es aus einem Pariser Schneideratelier gekommen, und Käthe hatte es in naivem Entzücken sorgsam auf den Polstern der Chaiselongue ausgebreitet.

In diesem Kleide würde sie übermorgen, bewundert und beneidet von ganz Berlin, unter Glockengeläute und Orgelklang durch das Portal der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche einziehen, um vor dem Altar des Herrn die große Lüge ihres Lebens mit feierlichem Schwure zu besiegeln.

Die große Lüge ihres Lebens!

Und plötzlich griff sie mit beiden Händen in das Spitzengeriesel der Brauttaille und ballte das duftige Wunderwerk der Schneiderkunst zu einem formlosen Klumpen zusammen.

Sie wußte selbst nicht, was sie eigentlich tat, sie hatte nur wieder die eine instinktive Empfindung, in der sie schon zuvor gegen Harrys Fäuste gerungen.

Weg — fort von diesem Mann, aus der ganzen lähmenden Atmosphäre dieses Hauses, ehe es zu spät war, ehe sich an einer Willenlosen der Akt der tiefsten Erniedrigung vollzog. — —

In der nächsten Minute stand sie im Entree und machte sich zum Ausgang fertig.

Dann huschte sie in fliegender Hast, immer in Angst, von Schmettau und Käthe noch auf der Treppe getroffen zu werden, zum Parterre hinab und öffnete geräuschlos die Haustür.

Die Steglitzerstraße lag in dem melancholischen Dunkel des trüben Regenabends still und verlassen.

Der weißliche Widerschein der Laternen flackerte auf dem feuchten Asphalt des einsamen Fahrdamms.

Jenseits des glänzenden Lichtausschnittes der Potsdamerstraße verschwamm alles in Grau und Grau, in Nebel und Dunst.

Lotte ging die Steglitzerstraße hinab und nahm dann die Richtung des Magdeburger Platzes.

Plan- und ziellos hetzte sie vorwärts, ohne nach rechts und links zu blicken.

Stimmen und Laute umschwirrten sie, Gestalten umwogten sie, sie ging wie im Traum.

Zuweilen fegte ihr der Wind den Regen sprühend ins Gesicht und überzog ihr schweres Blondhaar mit einem Silbergespinst winziger Tropfen.

Dann hemmte sie einen Augenblick ihren eilenden Schritt und sog den feuchten Atem der nebligen Luft in einem aufdämmernden Wohlgefühl aus vollen Lungen tief in sich ein.

In wenigen Minuten war sie so bis zum Lützowplatz gelangt.

Jetzt erst begann sie unter dem belebenden Einfluß der raschen Bewegung allmählich wieder klarer zu denken, löste sich langsam das dumpfe Betäubungsgefühl ihres Innern.

Unschlüssig ging sie ein paarmal an der Südseite des menschenleeren Platzes auf und nieder und lehnte sich endlich erschöpft gegen die eiserne Rampenstange eines Schaufensters.

Ein paar Kinder liefen vorbei und sahen ihr mit zudringlicher Neugier in das blasse, schleierlose Gesicht; ein betrunkener Mann torkelte aus einem Kellerlokal heraus und streifte sie unsanft am Arm, doch sie rührte sich nicht.

Eine rasende Angst, eine jagende Unruhe war auf einmal in ihr mächtig geworden, daß sie die unaufhaltsam entfliehende Zeit vielleicht ungenützt verstreichen lassen könnte.

Mit zitternden Fingern nestelte sie ihre Uhr aus der Bluse.

Drei Viertel vor acht.

Ob sie noch einmal zu Herrn Hermann hinausfuhr und den welterfahrenen, treuen Mann um Rat und Beistand anging.

Dann aber fiel es ihr wieder ein, daß ihr alter Freund heute abend ja die Premiere der „Siegerin" besuchen wolle und wahrscheinlich schon längst zum Theater unterwegs war.

Die Premiere der „Siegerin".

Ein eisiger Schauer rann ihr plötzlich erkältend über Hals und Nacken, ihre Hände griffen haltlos in die Luft, an den nassen Kleidern hernieder.

Und wieder wuchs aus der grenzenlosen Not ihrer gemarterten Seele ein elementares Verlangen nach dem Manne, dem noch immer die heiße Sehnsucht ihres Herzens galt.

Sie mußte Kurt heute noch einmal sehen, mochte sie darüber auch zugrunde gehen; eine ahnungsvolle, dunkle Empfindung webte in ihr, daß, wenn es für sie überhaupt noch eine Rettung gab, sie allein von diesem Wiedersehen kommen konnte.

Mit einem letzten flüchtigen Gedanken gedachte sie an daheim und es wurde etwas fremd und tot und leer in ihrer Brust.

Dann ging sie mit raschem Entschluß zum Droschkenhalteplatz hinüber und öffnete den Schlag der ersten Droschke.

„Westend-Theater!" rief sie zum Kutscherbock hinauf.

Im nächsten Augenblick war sie im Wageninnern verschwunden. — —

* * *

Als Lotte kurz vor acht Uhr im Westend-Theater eintraf, war der Billettverkauf der Abendvorstellung bereits geschlossen und an den verhängten Schaltern der Kassenbureaus prangten allenthalben die weißen Plakattafeln mit der lakonisch-stolzen Aufschrift: „Ausverkauft".

Entmutigt und enttäuscht trat das junge Mädchen aus dem menschenwimmelnden Vestibül wieder auf den halbdunklen, zugigen Vorplatz hinaus, um sich schweren Herzens zum Heimwege anzuschicken, als sich plötzlich am Fuß der großen Freitreppe ein Mitglied aus der spalierbildenden Zunft der Billetthändler an sie herandrängte und ihr einen Logenplatz im zweiten Rang zum Kaufe anbot.

Ohne überhaupt erst nach dem Kassenpreis zu fragen, drückte Lotte dem reduziert aussehenden Burschen ein Zehnmarkstück in die Hand und stahl sich dann mit ihrem glücklich erkämpften Schatz auf einer Seitentreppe zur Höhe des zweiten Ranges empor.

Auf einmal war wieder eine heimliche Gewissensregung in ihr wach geworden, als ob sie sich mit diesem Theaterbesuch auf unrechten, unerlaubten Wegen befände; auch hatte ihr der Blick in einen der mächtigen Spiegel des Vestibüls gezeigt, daß sie mit ihrem verregneten Straßenkostüm nur sehr wenig in die Toilettenpracht eines mondänen Premierepublikums hineinpaßte.

Unter dem Beistande einer gefälligen Garderobenfrau richtete sie ihre zerknitterte Tüllbluse am Toilettentisch der Garderobe notdürftig wieder ein wenig her und ordnete mit ein paar entliehenen Lockennadeln die rebellischen Wellen ihres feuchten Haares.

Dann trat sie hochaufatmend in die ganz auf der linken Seite unmittelbar an der Bühne gelegene Loge und nahm ihren Platz an der Ecke der hintersten Reihe.

Ihr Erscheinen wurde von den übrigen Logeninhabern, einer kleinbürgerlichen Kaufmannsfamilie, mit unverkennbar ostpreußischem Akzent, kaum beachtet; nach einer ersten flüchtigen Musterung wandte sich das Interesse der berlinfremden Provinzialen wieder ausschließlich dem schimmernden Bilde des riesigen Zuschauerraumes zu, der sich während der nächsten Minuten schnell und geräuschvoll füllte.

Im Parkett ein ewiges Aufstehen und Sichsetzen, ein ununterbrochenes Grüßen und Winken, ein Gewühl und Gewoge von Lichtern und Köpfen.

Ein ungeduldiges Summen und Surren webte durch die lichtüberfluteten Ränge, während draußen auf den Gängen und Treppen schon allenthalben das durchdringende Schrillen der elektrischen Klingeln zitterte.

Es schien, als sei das Theater längst bis zum letzten Platze besetzt, aber noch nahm der Zugang kein Ende, öffneten sich immer wieder die hohen, schmalen Türen der rotausgeschlagenen Logen, deren schöngeschwungene, weißschimmernde Brüstungen ein ununterbrochener Kranz von Damen in duftigen Toiletten umrahmte.

Ein nervöses, fieberhaftes Interesse für die Offenbarungen der nächsten Stunden lag wie eine elektrische Spannung in der überhitzten, parfümgeschwängerten Luft des glänzenden Hauses, eine erwartungsvolle, fast kampfeslustige Stimmung. Gericht zu halten über den Verwegenen, der heute vor der Creme des blasiertesten Großstadtpublikums dem Kinde seiner Muse die Lebensberechtigung erstreiten wollte.

Jetzt das erste Glockenzeichen.

Erwartungsvoll lehnte sich alles in den Stühlen zurück, die Theaterzettel knitterten, die Operngläser wurden zurechtgelegt.

Das gedämpfte Brausen der Unterhaltung schien sich allmählich zu entfernen und erstarb dann plötzlich ganz.

Noch einmal und ein letztes Mal die dumpfen, hallenden Töne des mahnenden Gongs.

Der strahlende Lichterglanz der Deckenkrone erlosch und der Vorhang rollte lautlos in die Höhe.

Unterdes saß Ellen Walden seit einer Stunde schon geschminkt und frisiert in ihrem Ankleidezimmer und plauderte in krampfhaft erzwungener Munterkeit mit ihrer Kollegin Rotenhaus, die erst in den Familienszenen des letzten Aktes beschäftigt war und in ihrer gewohnten, kommunistisch-vertraulichen Art von den Toilettengegenständen der Freundin ausgiebig und ungeniert Gebrauch machte.

Die Friseuse und Garderobiere waren bereits entlassen, nur Ellens eigene Zofe wirtschaftete noch an dem Warmwassertisch des elektrisch beleuchteten Toiletteraums herum und ordnete das blitzende Durcheinander der Kristallflaschen, Schminkrequisiten und Steckkontakte der Brennapparate.

Draußen auf dem Korridor klang der schwere Schritt der Feuerwachen, der Inspizient zankte sich mit einem Theaterarbeiter herum, sein spitziges Organ überschlug sich in gereiztem Befehlston.

Im Hintergrunde der Szene wurde noch immer geklopft und gehämmert.

Ein halbes Dutzend Theaterdiener eilte geschäftig hin und her; von drei Seiten verlangte man gleichzeitig nach der Friseuse.

Dann wieder der gedämpfte Ruf einer Ruhe gebietenden Stimme.

Der Oberregisseur hielt mit dem Direktor seinen letzten prüfenden Rundgang.

„Wissen Sie, Rotenhaus, daß ich hier am liebsten alles stehen und liegen lassen und wieder heimgehen möchte."

Mit einer nervösen Bewegung warf Ellen den Kopf zurück und sah auf die kleine Standuhr ihres Toilettentisches.

„Zehn Minuten vor Vorstellungsbeginn und noch ist der Autor nicht im Hause. Kurt wird mir wirklich immer unbegreiflicher."

Die Rotenhaus zuckte die Achseln.

„Vor allem keine Aufregung, Ellen!" sagte sie dann, während sie mit einem feinen Bürstchen voll chemischer Tusche vorsichtig Wimpern und Augenbrauen färbte. „Sie [illegible] zu sehr verwöhnt! Das habe ich Ihnen ja schon gestern gepredigt!"

[illegible] doch nicht auch noch!"

Ellen war aufgesprungen und schloß die Tür zum Toilettenraum.

„Sie wissen ja nicht, wie mich Kurt heute mittag wieder behandelt hat! Diese Nichtachtung, diese Kälte! Ich fühle es ja immer deutlicher aus jedem Wort, aus jeder Bewegung, wie er von mir wegstrebt, wie er sich von mir loszumachen sucht! Und gerade das ist es, was mich so reizt! Je mehr er mich quält, um so mehr wächst diese Leidenschaft, deren ich mich ja so schäme, die mich so elend macht! Ich kann doch nicht anders!" brach sie plötzlich aufschluchzend heraus. „Wenn Kurt mich verläßt, werfe ich mich vor die nächste elektrische Bahn und lasse mich zu Tode fahren!"

„Aber Ellen! Was sind das für Reden!"

Fast unwillig fuhr die Rotenhaus auf.

„So spricht ein Backfisch, der sich mit Romanen den Kopf verdreht hat, aber kein erwachsenes Weib! Vor allem hören Sie mit dem Weinen auf! Sie ruineren sich ja die ganze Schminke! Kopf hoch! Jetzt gilt es Ihrer Kunst, Ihrem Beruf! Das Herzweh kommt erst in zweiter Linie! Geben Sie mir zunächst einmal eine Hasenpfote mit Trockenrouge herüber, damit ich die Tränenspuren von Ihrem Gesichte entfernen kann!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Garderobenzimmers und Kurt trat ein.

Sein Ulster war bestäubt, überschäumt von winzigen Regentropfen, auch sein Haar war naß, eine große Strähne fiel ihm in die blasse Stirn und verlieh seinem Gesicht einen abweisenden, verstörten Ausdruck.

Mit unsicheren Schritten trat er auf die beiden Damen zu und reichte ihnen die Hand.

„Verzeihe, Ellen" sagte er dabei hastig, „daß ich meinem Versprechen nicht nachgekommen bin und dich abgeholt habe. — —"

Er suchte anscheinend nach einem Entschuldigungsgrund; ein nervöses Zucken lief über seine Gesichtsmuskulatur.

„Ich war im Grunewald — ganz allein! In mir steckte eine solche Unruhe, daß ich noch einmal in das Freie mußte!"

„Ich verzichte auf Entschuldigungen Kurt!" gab Ellen zurück. „Derartige Rücksichtslosigkeiten bin ich in letzter Zeit ja von dir längst gewohnt!"

Ein schrilles Klingelzeichen des Inspizienten übertönte ihre letzten Worte.

Ellen warf die Puderquaste, mit der sie noch einmal ihr Gesicht übertupft hatte, auf den Toilettentisch und zog die große Haushaltungsschürze ihres Herthakostüms vor dem Ankleidespiegel flüchtig zurecht.

„Meine Szene naht!" sagte sie dann, schon halb in der Tür. „Ich treffe dich nachher wohl wieder in der Garderobe, Kurt! Ich hoffe doch, daß du wenigstens den Premierenabend bei mir abwarten wirst!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der Fluch des Geldes.

Eine Warschauer Groteske.

Von Richard Sternick.

Herr Stanislaw hatte es sofort geahnt, daß ein Unglück geschehen war. Und tatsächlich. Auf der anderen Seite der Straße hatte sich vor einem Hause, dessen Eingang von zwei Polizisten abgesperrt war, eine große Menschenmenge angesammelt. Sicher ist jemand von einem Auto überfahren worden, sagte Herr Kierski zu seinem Freund Stanislaw. Um ganz sicher zu gehen, wurde ein älterer Herr befragt, der vor dem Hause stand.

„Das weiß ich nicht, mein Herr! Ich sah die Leute stehen und schaue deshalb zu, was eigentlich los ist."

„Und wo ist die Leiche?" warf Stanislaw ein.

„Was für eine Leiche?"

„Ja, sicher ist doch jemand von einem Auto überfahren worden."

Der fremde Herr nickte bedächtig mit dem Kopfe und sagte dann: „Das wird schon stimmen . . . Schade um den armen Menschen . . . Ich würde für diese Gauner von Chausseuren Standgerichte einführen. Die Kerle müßten sofort nach der Tat auf der Straße an die Wand gestellt und erledigt werden . . ."

Plötzlich fiel es Herrn Stanislaw ein, daß in demselben Hause sein Freund Spiewakowski wohnt. Man war sich sofort darüber einig, daß man ihn besuchen müßte, um über den Toten nähere Einzelheiten zu erfahren.

Schon im nächsten Augenblick erwies es sich jedoch, daß die Befürchtungen übertrieben waren. Ausnahmsweise war niemand überfahren worden. So sagte der Polizist.

„Ja, warum stehen dann hier die vielen Leute?"

„Fragen Sie sie doch. So oft ich sie auf der einen Seite zum Weitergehen auffordere, sammeln sie sich wieder auf der anderen Seite an. Die Leute sind nun eben schon einmal so."

Aber trotz dieser höflichen Auskunft weigerte sich der Polizeibeamte, Herrn Stanislaw und Herrn Kierski in das Haus hineinzulassen.

„Wir wollen zu einem Bekannten, erklärte Stanislaw. Zu Herrn Spiewakowski . . ."

„Sehr schön, aber gerade zu Herrn Spiewakowski darf niemand. Deshalb stehe ich ja hier."

„Ja, was ist ihm denn eigentlich passiert?"

„Nichts ist ihm passiert. Ich habe den Auftrag, allen Leuten zu sagen, daß ihr Besuch zwecklos ist. Herr Spiewakowski hat kein Geld."

„Bester Herr! Das ist doch aber längst bekannt. Wer hat denn überhaupt Geld? Die reichsten Leute haben heute kein Geld."

Doch da half alles Zureden nicht. Der Polizist blieb bei seiner Weigerung, die Freunde in das Haus hineinzulassen.

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß es zwecklos ist, Herr Spiewakowski hat kein Geld."

Den beiden Freunden kam die ganze Geschichte bereits etwas spanisch vor. Sie gingen zum nächsten Telephonautomaten und riefen Herrn Spiewakowski an. Es meldete sich das Dienstmädchen.

„Aber ich bitte Sie, meine Herren, Herr Spiewakowski hat kein Geld. Im übrigen steht es ja an der Wohnungstür angeschlagen und auch der Polizeibeamte wird es Ihnen sicher schon gesagt haben."

Stanislaw bat, Herrn Spiewakowski persönlich zu sprechen. Erst nach zehn Minuten war es ihm gelungen, das Dienstmädchen von seinen durchaus friedlichen Absichten zu überzeugen, nach einiger Zeit meldete sich dann auch wirklich Herr Spiewakowski.

„Ach, das bist du, mein Lieber, ertönte Spiewakowskis Stimme. Aber ich versichere dich, ich habe kein Geld."

Stanislaw suchte seinen Freund zu beruhigen, sagte ihm, daß es sich übrigens gar nicht um Geld handele und daß er ihn vielmehr nur als Freund besuchen wolle.

Erst nach diesem Telephongespräch schickte Spiewakowski sein Mädchen herunter, um die beiden Freunde in die verrammelte Wohnung zu führen.

Spiewakowski war kreidebleich. Seine Augen waren fiebrig und tief umschattet, als hätte er drei Nächte lang nicht mehr geschlafen. Er machte überhaupt den Eindruck eines kranken und schwer nervösen Menschen. Beim Eintritt der beiden Freunde erklärte er noch einmal:

„Ich mache euch aber von vornherein darauf aufmerksam, daß ich kein Geld habe. Ich gebe euch mein Ehrenwort..."

Stanislaw wurde schon ganz verwirrt.

„Ja, was redest du denn dauernd von Geld? Wir wollen ja gar kein Geld. Und was hat das überhaupt zu bedeuten?"

Spiewakowski ließ sich erschöpft in einen Sessel fallen. Dann ließ er Mokka und Likör bringen und begann: „Verzeiht mir, aber ihr müßt zunächst erfahren, daß ich seit drei Tagen überhaupt nur noch von schwarzem Kaffee lebe. Herr Gott, was habe ich alles durchmachen müssen. Wenn sich nicht die Polizei meiner angenommen hätte, wäre ich wohl schon wahnsinnig geworden."

„Ich verstehe nicht, was ist denn überhaupt passiert?"

„Wie, ihr seid nicht im Bilde? . . . Es handelt sich also darum, daß ich eine Tante habe, die in der Provinz lebt. Eines Nachts träumt sie, daß sie in der Lotterie gewinnen würde. . . . Die Tante schickte mir nun Geld, damit ich ihr ein Los kaufe. Ich erledigte den Auftrag, schickte das Los ab und hatte die ganze Geschichte längst vergessen. Da kam die Ziehung. Auf das Los meiner Tante fielen 20 000 Gulden. Ehe ich davon in Kenntnis gesetzt worden war, hatte der Lotterieeinnehmer schon ganz Warschau auf den Kopf gestellt. . . . Das Los war nämlich auf meinen Namen eingetragen."

„Was hat das alles aber damit zu tun", erwiderte Stanislaw.

„Menschenskind, ja weißt du denn überhaupt, was das heutzutage bedeutet, wenn man von einem Menschen weiß, daß er 20 000 Gulden Bargeld besitzt. Sofort nach der Ziehung begannen die Besuche, Gratulationen. . . . Und hinterher leise die Bitte um ein Darlehen. Schon am ersten Tage wollte man von mir insgesamt eineinhalb Millionen Gulden haben. Die Besucher verließen mich alle beleidigt. Am nächsten Tage kamen sogar schon ganz wildfremde Menschen. Bankdirektoren, Industrielle, Unternehmer. . . . Ein jeder von ihnen machte mir die großartigsten Vorschläge. Ich sollte eine neue Bank gründen, eine Flugzeugfabrik eröffnen. Auch 27 Erfinder und gegen 60 Damen von Wohlfahrtslotterien besuchten mich. Alle kamen sie mit einem bestrickenden Lächeln herein. Beim Fortgehen fluchten sie wie die Droschkenkutscher. Sechs Leute drohten in meiner Wohnung Selbstmord zu begehen, wenn ich ihnen kein Geld leihen würde. Ich wußte mir schließlich gar nicht mehr zu helfen. Erst heute habe ich dank der Polizeiwache einigermaßen Ruhe."

— — — — — — — —

Nach dem Besuch bei Herrn Spiewakowski gingen die beiden Freunde noch in ein in der Nähe gelegenes Café. An einem Tisch fanden sie mehrere Bekannte. Nach der Begrüßung begann Stanislaw zu erzählen: „Wir waren eben bei Spiewakowski . . ." — „Wir wissen schon", wurde er unterbrochen, „Spiewakowski, dieser Geizhals . . ."

„Eine Tante hat er erfunden . . . So ein blöder Schwindel . . . Und darauf glaubt er, daß jemand reinfallen wird", erklärte ein anderer.

Wanderungen im Culmer Lande.

Rentschkau.

Von Erich Walter.

Die Weichsel war einst in der Rentschkauer Gegend die Ostgrenze der Altgermanen, als sie aus Hinterpommern herkamen. Das war im 10. und 9. Jahrhundert v. Chr. Um 700 v. Chr. strebten neue Germanenstämme aus Skandinavien in das Gebiet am westlichen Weichselufer und verschmolzen mit jenen Altgermanen (Westgermanen) zu dem einheitlichen Volk der Ostgermanen. Im 1. Jahrhundert v. Chr. siedelten sich die Goten an der Weichsel an. Sie dehnten sich vom Gebiet der Weichselmündung allmählich nach dem Weichselknie aus und saßen auch in der heutigen Rentschkauer Gegend. Aus dieser Zeit gibt es bedeutende Funde in der Rentschkauer Gegend. Zahlreich sind hier die Fibeln mit umgeschlagenem Fuß. Im pommerellischen Museum in Thorn kann man heute diese Funde sehen; auch einige Gefäßscherben der jüngeren Steinzeit fand man hier.

Einer freundlichen Einladung folgend fuhren wir an einem schönen Herbsttag um die Zeit der Erntefeste nach Gut Rentschkau. Das Dorf Rentschkau liegt auf der Höhe. Langsam klimmte unser Zucker den ziemlich steilen Weg hinauf. Ein Kirchlein im Ordensstil bleibt zur linken Hand von uns liegen. Vom Kirchlein aus hat man eine herrliche Aussicht, weit ins Culmerland hinein. Deutlich erkennt man Culmsee mit den typischen hohen Kaminen einer bedeutenden Zuckerfabrik. Wie scharfe Nadeln erkennt man stromauf etwa in südöstlicher Richtung die Türme von Thorn.

Das Gutshaus Rentschkau besitzt die alten Grundformen, hat aber neuerdings an der Rampe einen von Säulen getragenen Vorbau erhalten, mit einer schönen eichenen Glashaustür, einer sogenannten „Borkowski-Tür", wie man sie hier nur noch bei einem benachbarten Gutshause vorfindet. Diese Borkowski-Tür ist so hergerichtet, daß sie den Witterungseinflüssen jahrhundertelang Trotz bieten kann.

Wir konnten nebst einer Anzahl anderer Gäste dem Erntefest beiwohnen, und uns erfreuen an dem Festjubel

der Gutsleute. Gleich nach der Kaffeetafel erklang lautes Trompetengeschmetter, und als wir allesamt in die Säulenhalle getreten waren, hatte der Festzug bereits vor dem Hause Aufstellung genommen. Hübsche gesangliche Vorträge wurden nun vorgeführt, zum Teil humorvoller Art. Der Gutsherr dankte den Gutsleuten mit einer markigen Ansprache und nach Überreichung der Erntekronen trat der Tanz auf dem nahen aber etwas engen Kornspeicher in seine Rechte.

Hier muß ich eine alte Sitte auf dem üblichen Erntefest im Culmer Land erwähnen. Um dem Hausherrn und seinen Gästen ihre Sympathie zu bezeigen, werden die Gäste beim Erscheinen auf dem Festkornspeicher und auch der Gutsherr und seine Beamten von handfesten Männern aufgehoben und dreimal in die Luft geschleudert unter unbeschreiblichem Jubel. Nach Entrichtung einer Gebühr wird man wieder in Freiheit gesetzt. Das Fest währte natürlich bis spät in die Nacht hinein, und auf der Veranda, wo wir in zwangloser Plauderei vereint waren, hörten wir noch lange die Tanzmusik herüberklingen.

„Und wenn du denkst, ich lieb' dich nicht —
ich treib' mit dir nur Scherz,
So zünde nur ein Lämpchen an,
Und leuchte mir ins Herz."

Daß wir noch eine lange Sitzung, und eine feuchtfrohe dazu, abhielten, daran war eigentlich eine alte Rentschkauer Sage schuld. Diese berichtet:

In den Grundgewölben des Gutshauses entspringt eine Quelle, die unterirdisch auf unbekannten Wegen ihre Wasser der fernen Weichsel abgibt. Vor undenklichen Zeiten, als es noch bei Rentschkau ungeheure Wälder gab, soll nun ein Königssohn sich auf der Jagd verirrt, und, müde und durstig, sich an dieser Quelle gelabt haben. Als sein Gefolge ihn endlich vorfand, gelobte er, hier an der Quelle eine „Braupfanne" zu errichten, die wir heute noch in den Grundformen des Gutshauses vorfinden. Sein Geist geht um Mitternacht hier noch um, und daher heißt es nach der Überlieferung: „Wer bei Festlichkeiten bis 12 Uhr nachts im Gutshause bleibt, wird durch den Geist mit einem ungeheuren Durst behaftet, der ihn zwingt, bis zum Morgengrauen auszuhalten." — Auch wir standen „im Banne des Geistes" und mußten bis 3 Uhr morgens bleiben. — Unter Vorantritt der Festkapelle verließ unser Wagen bei den Klängen des „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" die schöne Gaststätte . . .

Der Name Rentschkau hat im Zeitenwandel viele verschiedene Lesarten durchgemacht: Rischkau, Renzkau (1456), Ręczkowo (1527), Rzęczkowo (1580), Rzenczkowo (1584), später hieß es wieder deutsch Renschkau oder Rentschkau. Heute heißen Dorf und Gut wieder „Rzeczkowo". . . .

Die Geschichte des Dorfes Rzeczkowo läuft mit der Vergangenheit des Gutes Rzeczkowo vielfach ineinander. Renschkau war ein kölmisches Gut in dem Komtureigebiet Schloß Birglau. Während der Ordenszeit wird Renschkau in keiner Urkunde erwähnt. 1456 gehörte Renschkau dem Matthies, dem Niclas und der Barbara v. Gritten, vormals einem Heinrich Webe. Zur ersten polnischen Zeit verfiel das Gut in mehrere Anteile. Melcher Jeszynski hatte im Jahre 1529 fünf Hufen in R. für 200 Mk. an Hans von Glauchau verkauft. Um 1538 wurde für die Besitzer von R. der Name „Rzanczkowski" gebräuchlich, eine slawische Ableitung des Gutsnamens. Am 17. Mai 1577 verpachtete der Rat von Thorn den edlen David und Waclaw von Rentschkau die bei Rentschkau befindliche Weide Caliska gegen einen Jahreszins von 8 Mk. Vererbungen und Verkäufe gehen weiter, bis schließlich am Tage vor St. Agnes 1605 bei einer Grenz- und Schuldregulierung zwei Hufen in den Besitz der Stadt Thorn gelangten.

Schon um das Jahr 1591 hatte Thorn eine Grenzregulierung zwischen Rentschkau und Birglau verfügt. Vorladungen erhielten damals die vier Anteilbesitzer. Die Teile der einen Besitzerin Frau Barbara Gluchowski und des Fabian Wolski erwarb der Thorner Bürgermeister Heinrich Stroband im Jahre 1606, und 1608 erwarb sie die Stadt Thorn. Am Montag nach St. Hedwig 1616 verkaufte man vor dem „kulmischen" Landgericht in Thorn den gesamten Rentschkauer Besitz an den Rat von Thorn für 25 000 fl.

Das Gut besaß vor den Schwedenkriegen sieben Bauern, 1667 noch zwei, und 1706 nur noch einen. Es bestand damals im wesentlichen aus einem Vorwerk, das die Kämmerei verpachtete. Man arbeitete aber mit Unterbilanz. Nur das Rentschkauer Brauhaus hatte Reinerträge. 1725 bis 1728 wurde der „Rentschkauer Schlüssel", bestehend aus Rentschkau mit Brauerei, Roß- und Windmühle nebst dem Gut Simnau und dem ganzen Inventar an Thomas Skomocorowski verpachtet. Von 1779 bis 1785 war der Thorner Bürgermeister von Geret Pächter des „Rentschkauer Schlüssels". Geret hatte fortgesetzt Streit mit der damaligen königlich preußischen Regierung, die Renschkau nebst den übrigen Thorner Stadtgütern bei der Auseinandersetzung vom Jahre 1772 dem preußischen Staat angegliedert hatte. Aber der „alte Fritz", der schon mit anderen Leuten fertig geworden war, verstand keinen Spaß. Es wurden vielfach militärische Exekutionen gegen Geret in Renschkau angewandt. Später, als die Kämmerei es für zweckmäßig hielt, Renschkau in Bauernhöfe zu zerlegen, wollte Geret nicht von Renschkau fort, sondern bezahlte die rückständige Kontribution und erkannte die Oberhoheit der preußischen Regierung an. Geret war im wahrsten Sinne des Wortes ein „Konjunktur-Patriot".

Der Hof Renschkau hörte 1788 durch seine Austeilung an 35 Bauern endgültig auf zu bestehen. Bei der Regulierung der gutsherrlichen Verhältnisse erhielten diese Bauern das bisher in Erbpacht ausgegebene Land von 3242 Morgen zu freiem Eigentum.

Im Jahre 1820 bestand das adlige Kämmereigut Renschkau aus folgenden Teilen: Hof Renschkau, Hütungsland, Dorf Renschkau, zwei Windmühlen und zwei Hufen Brauhausland in der Nähe des heutigen Gutshauses, das ja ursprünglich Brauhaus war, Vorwerk Lonzynek und Dorf Lonzyn. Einige Jahre später kam das adlige Kämmereigut Renschkau in Privatbesitz.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **„Wahre Kultur".** Nach einer Meldung aus Bozen ist dort eine Verordnung ergangen, in der der „Walthersplatz", auf dem das Denkmal Walthers von der Vogelweide steht, in „Platz des Königs Emanuel" umbenannt wird. In der Begründung wird gesagt, es bestände kein Anlaß, in der italienischen Stadt Bozen einen Platz nach einem deutschen Dichter zu benennen. Die Bewohner von Südtirol hätten mehr Grund, dem König von Italien dankbar dafür zu sein, daß er ihnen „Freiheit und wahre Kultur' gebracht habe.

*

§ **Heiratszwang für mexikanische Priester.** Man sage nicht — so schreibt man der „Deutschen Ztg." aus Neuyork —, daß nur hier in den Vereinigten Staaten „Alles" möglich wäre. Mexiko bringt jetzt jedenfalls den Gegenbeweis. Der Ruhm Tennessees und des Affenprozesses wird hinter dem des Staates Tabasco in Mexiko verblassen. Hier ist nämlich kürzlich ein Dekret erlassen worden, das die Geistlichen aller Glaubensbekenntnisse zur Heirat zwingt. Die Wirkung dieses Dekrets ist nicht ausgeblieben. Schon sind fünf Priester verhaftet worden, weil sie sich geweigert hatten, ein Weib zu nehmen. Da selbst für steinalte Herren die Ehefrau obligatorisch ist und die unverheirateten Priester öffentliche gottesdienstliche Handlungen nicht vornehmen dürfen, befinden sich die Geistlichen Tabascos in begreiflicher Aufregung. Um sich dem Dekret nicht fügen zu müssen und auch der drohenden Haft zu entgehen, sind jetzt der Bischof Pascal Diaz und vierzehn katholische Priester bei Nacht und Nebel aus Tabasco entflohen. Sie haben sich nach der Stadt Mexiko begeben, um beim Präsidenten Calles gegen den Beschluß der Regierung von Tabasco schärfsten Protest zu erheben. Dem Ausgang dieses „Freiheitskampfes" der Geistlichen von Tabasco sieht man hier natürlich mit dem größten Interesse entgegen.

□ □ Lustige Rundschau □ □

* **Irren ist menschlich.** In der französischen Presse wird folgende „wahre Geschichte" erzählt: Ein Gerichtsarzt hatte einen jungen Sträfling auf seine Zurechnungsfähigkeit hin zu untersuchen. Er bat ihn, einen Aufsatz zu schreiben über den Streitfall, der ihn ins Gefängnis gebracht. Nach Prüfung dieses Aktenstückes erklärte der „Sachverständige", daß kein Zweifel an der Geistesschwäche dieses jungen Mannes aufkommen könne. Dies sei schon aus dem Bericht ersichtlich. Mit sauersüßem Gesicht fügt der Advokat des „Geistesschwachen", wenn er diese Geschichte erzählt, hinzu: „Leider ist bei dieser Sache ein Punkt für mich etwas ungemütlich. Denn der von meinem Klienten unterzeichnete Bericht war vollständig von mir selber verfaßt und dann von dem Sträfling abgeschrieben worden."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.